

Weshalb die Schweiz an der Biennale in Venedig eine leere Wohnung zeigt

Die Architekturbiennale von Venedig hat ihre Tore geöffnet. Der Schweizer Pavillon gehört zu den interessantesten Beiträgen in diesem Jahr – und hat prompt den Goldenen Löwen gewonnen.

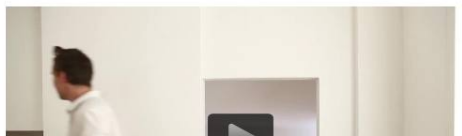
Antje Stahl, Venedig
26.5.2018, 16:25 Uhr



Im Schweizer Pavillon darf man sich auf die «Svizzera 240: House Tour» einlassen. (Bild: Christian Beutler / Keystone)

Eine leere Wohnung ist wirklich das Letzte, was man im Schweizer Pavillon erwartet, aber es ist genau der Architekturbeitrag, den vier wissenschaftliche Mitarbeiter der ETH Zürich Venedig vorsetzen: brauner Parkettboden, weisse Sockelleisten, weisse Steckdosen, weisse Wände, weisse Türen, verchromte Türgriffe, weisse Fenster, weisse Einbauschränke, grauer Terrassenboden – alles toll verarbeitet, aber ziemlich durchschnittlich, um nicht zu sagen: todlangweilig. Trotzdem ist dieser Beitrag aus verschiedenen Gründen einer der interessantesten der 16. Architekturbiennale.

Auf den ersten Blick lösen die leeren Räume die Sehnsucht nach «Freespace» ein. Das Thema war von den Kuratorinnen Yvonne Farrell und Shelley McNamara nach ihrer Berufung in einem «Manifesto» gesetzt worden: In sieben Punkten versuchen die Architektinnen aus Dublin diesen Begriff zu definieren, den man in der deutschen Übersetzung wohl mit den Freiräumen in Verbindung bringt, die von langer Hand für die Öffentlichkeit zwischen Gebäuden geplant werden – mit Parks, Plätzen, Gärten und so weiter.



MEISTGELESEN IM RESSORT

Mit dem Slogan «Männer sind Müll» hat der Netzfeminismus einen neuen Tiefpunkt erreicht

Marc Felix Serrao / 16.8.2018, 16:06 Uhr

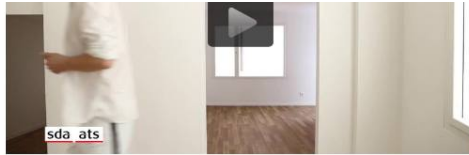
Diskutieren Sie mit

Robert De Niro erfindet sich neu als politischer Grantler

Tobias Sedlmaier / 17.8.2018, 05:30 Uhr

Aretha Franklin: Sobald sie ihre Soulstimme erhob, war sie der Boss

Claus Lochbihler / 16.8.2018, 16:06 Uhr



Res publica

Aber Farrell und McNamara luden ihre Zeilen mit so grossen Begriffen wie «Grosszügigkeit», «Menschlichkeit», «Würde», «Freiheit», «Erinnerung» auf, dass der Besucher vorab wirklich keinen blassen Schimmer mehr hatte, worüber die Architektinnen hier eigentlich schrieben. Der Besucher geht ja davon aus, dass die Plätze, auf denen in der Antike um die Res publica gestritten wurde, zu lebensgefährlichen No-go-Areas geworden sind. Hier läuft man Gefahr, sein Einkommen in zu teuren Cafés und Designershops zu verlieren – und (zumal in Venedig!) von einem Selfie-Stick erschlagen zu werden. Berühmte Architekten beförderten diese Entwicklung mit ihrer Star-Architecture eher, als dass sie sie aufhielten. Touristen reisen nach Sydney, um sich die Oper, oder nach Bilbao, um sich das Guggenheim-Museum anzuschauen. Was soll dieser «Freespace» im Jahr 2018 also bitte schön sein?

Der Schweizer Pavillon antwortet darauf nun nicht nur ziemlich präzise, er erlöst einen auch kurzweilig von den Touristenströmen. Die ersten Schritte jedenfalls führen einen zurück in die einst geschützte Privatsphäre. Und so durchschnittlich das klinische Interieur auch wirkt, so sehr versprechen diese Wohnräume doch Veränderung: Hier darf man sich immerhin neu einrichten. Nur zur Ruhe kommen lassen einen die Kuratoren glücklicherweise nicht. Je weiter man sich in die Wohnung hineinwagt, desto kleiner beziehungsweise grösser wird sie nämlich: Links von der Eingangstür schrumpfen die Raumverhältnisse so zusammen, dass man sich wie auf Gullivers Reisen ins Zwergenland Liliput fühlt. Rechter Hand wiederum wachsen die Türen und Einbauschränke so über sich hinaus, dass man in einer Wohnung «made for a giant» steht. Die Wandhöhen, das ergibt sich aus dem Titel dieser «Svizzera 240: House Tour», weichen alle von einer Bauregel für Wohnungen ab, die fast die gesamte Welt beherrscht – einer Deckenhöhe von 240 Zentimetern. Entsprechend wurden auch die Türen-, Fenster- und Schrankgrössen im Verhältnis dazu berechnet.



Der belgische Pavillon an der Architekturbiennale in Venedig wurde mit zahlreichen Stufen, einer Art Amphitheater, ausgestattet, wodurch er an das Europäische Parlament erinnern soll. Die sogenannte Eurotopie thematisiert die Bedeutung von Brüssel als Hauptstadt und den Einfluss der Europäischen Union auf die Architektur. (Bild: Philippe Braquenier)

(Selbst-)Mitleid

(Selbst-)Mitleid

Im begleitenden Ausstellungskatalog weist der Architekturprofessor John Macarthur darauf hin, dass dieses Mass längst nicht mehr als eine «happy norm» à la Corbusier für den Menschen betrachtet werden könne. Die Deckenhöhe sei für Architekten mittlerweile ein Zwang, mit Standards zu arbeiten. Bei der Gestaltung des Interieurs liessen sich die vier ETH-Gesandten Alessandro Bosshard, Li Tavor, Matthew van der Ploeg und Ani Vihervaara denn auch von der Arbeit ihrer Kollegen inspirieren: Was man hier sieht, ist die Summe aus den Wohnungen, die auf Websites von Schweizer Architekturbüros gezeigt werden, die, mit anderen Worten, tagtäglich und landesweit entstehen. Aus dem Versprechen einer neuen leeren Wohnung wird so der Albtraum, eine generische Welt zu bewohnen und, was vielleicht wichtiger ist: zu bauen.

Auf der «Svizzera 240: House Tour» schlägt einem deshalb auch das (Selbst-)Mitleid einer Branche entgegen, von der man doch auch erwarten könnte, dass sie so einen «Freespace» wie in Venedig nutzt, uns alternative Wohn- und Denkräume zu eröffnen (vor zwei Jahren baute Christian Kerez grandiose bewohnbare Felswolken in den Pavillon). Mit Blick auf die grosse Hauptausstellung der Biennale di Venezia aber darf diese «House Tour» auch als ein wütender Kommentar zum Thema «Freespace» gelesen werden. Im Schweizer Pavillon wird die Freiheit, die von Farrell und McNamara in ihrem Manifesto beschworen wird, grundsätzlich infrage gestellt. Das geschieht auf diese Weise auch durch andere beeindruckende Länderbeiträge, in der von den Architektinnen kuratierten Hauptschau aber nicht.

Sozialistische Hochphase

Im zentralen Pavillon in den Giardini wird gleich im ersten Raum an eine heroische Architekturgeschichte erinnert, die in der kommerziellen Gegenwart vor allem Nostalgie hervorruft. Farrell und McNamara luden Architekten ein, Gebäude von Eileen Gray, Auguste Perret und Jean Prouvé zu studieren und in hübsche abstrakte Skulpturen zu übersetzen. Nur die so wichtige Entstehungsgeschichte der Architektur wird hier leider nicht erklärt. Jean Renaudie etwa schaffte es nur, das «Centre Jeanne Hachette» in Ivry-sur-Seine zu bauen, weil er und seine Lebensgefährtin Renée Gailhoustet in der sozialistischen Hochphase von Paris, in den siebziger Jahren, einer Wohnungsbaubeauftragten in Aufbruchsstimmung ihre bunten Baupläne vorstellen durften.

Sie bauten über zehn Jahre mehrere Wohneinheiten mit staatlichen Mitteln, konnten Entwürfe so weit verändern, dass diese Landschaft entstand, die aussieht, als hätten die Architekten Sterne übereinander gestapelt, in der jede Wohnung über einen einzigartigen Schnitt und weitläufige, begrünte Terrassen verfügt. Aber die ArchitektIN Renée Gailhoustet wird nicht erwähnt und die wichtigen Fragen werden leider nicht gestellt: Wo ist das heute noch möglich? Wie kann man Grund und Boden vor schlechten Investoren schützen? Und wie die Zeit finanzieren, die Architekten für neue Ideen brauchen?

Sowohl im Hauptpavillon als auch im Arsenale entdeckt man durchaus Projekte, die eine Art ästhetisches Programm implizieren könnten: Architekten wie De Vylder Vinck Taillieu oder Lacaton & Vassal arbeiten mit Gebäuden, die eigentlich zum Abriss freigegeben werden könnten, die sie aber mit minimalen Eingriffen so verändern, dass Raumgestaltungen mehr Freiraum gewinnen. Michael

dass Bewohner tatsächlich mehr Freiraum gewinnen. Michael Maltzan liess auf bestehenden Gebäuden in Downtown Los Angeles «Star Apartments» bauen, in die 102 Obdachlose zogen. Auch sieht man immer wieder informelle Architektur: Bambus, der als Dach für ein Theater im chinesischen Songyang dient, Gemüsegärten und Wäscheleinen im chinesischen Dorf Guashan, die das öffentliche Leben in den Zwischenräumen prägen. Nur werden diese Projekte kuratorisch nicht verdichtet präsentiert und gewinnen unter 71 Teilnehmern deshalb auch keine politische Dimension. Zumal viele leider nicht wie die Schweizer eine Architektur für die Schau gebaut haben, sondern ihre Gebäude wie auf einer stickigen Messe durch Fototapeten und Modelle repräsentieren.

Friedliche Basis

Auf Gesellschaftsanalysen, intellektuellen Überbau oder gar «Berichte von der Front» kommt es Farrell und McNamara nicht an. Es scheint, als habe sie die letzte Architekturbieniale, die mit dem kriegerischen Titel auch auf die Flüchtlingskrise antwortete, so verschreckt, dass sie ihre Disziplin von den Aussengrenzen wieder zurück zur friedlichen Basis holen wollten. Ihr eigenes Büro Grafton Architects benannten sie nach der Strasse, in der sie es nach ihrem gemeinsamen Studium am University College Dublin vor vierzig Jahren gründeten. Regionale Wurzeln und akademische Zirkel sind den Architektinnen wirklich wichtig.

Überall sieht und liest man, wie stark die schöne Baugeschichte die teilnehmenden Architekten und wie sehr die teilnehmenden Architekten Farrell und McNamara inspirieren und bewegen, wie sich alle auf das Licht, den Wind und das Wasser besinnen. Die Natur wird sogar als Kunde, als «client» eingeführt. Im amerikanischen Pavillon wird auch ernsthaft darüber nachgedacht, was dieser neue Auftraggeber für die Planung und Politik bedeuten könnte: Die Kuratoren machen Naturschutzgebiete zwischen den USA und Mexiko aus, die eine andere Geografie zeigen als die Grenze zwischen den Staaten. Könnte man die Natur nicht wie eine Person mit eigenen Rechten ausstatten und damit auch den von Donald Trump geplanten Mauerbau verhindern?

Im Arsenal aber beschränkt man sich lieber darauf, Modellbauten aus Holz, Lehm und Stoff zu zeigen. Selbst der Webstuhl wird von einem Büro aus Barcelona als Metapher für die «natural wonders of the world» verwurstet, die sich wie Fäden in die Arbeit von Architekten hineinweben sollen. Keine Spur von Datenströmen und Algorithmen, künstlicher Intelligenz, Robotern, Smart Citys und Smart Living. Fast ist man geneigt, den Kuratorinnen Harmoniebedürftigkeit zu unterstellen. Das Besinnungsfest verbreitet Hoffnung – zweifelsfrei. Und will zeigen, dass Architekten en détail die grossen Unterschiede machen. Aber die Zukunftssorgen breiter Bevölkerungsschichten werden hier nicht genommen.

Rettungsplan für Manhattan

Ein Beitrag fällt aus dieser Schau deshalb heraus. Anhand eines grossen Modells von Manhattan und zahlreicher Flat Screens mit lautem Sound stellt der Architekt Bjarke Ingels den Rettungsplan für die Insel in New York vor, die zunehmend von Hurrikanen und Hochwasser bedroht wird. Am Modell leuchtet rund um Manhattan ein neuer Landstreifen mit grünen Flächen und weissen Türmen auf, den seine Firma BIG zum Schutz vor Naturkatastrophen rund um die

den seine Firma BIG zum Schutz vor Naturkatastrophen rund um die Insel errichten lassen will. Dreissig Prozent, erzählt Bjarke Ingels, seien bereits finanziert, bis 2050 soll das Projekt «BIG U: Humanhattan» stehen. Und auch wenn er auf brutale Eingriffe wie bombastische Staudämme zugunsten einer Schutzzone mit Tennis- und Spielplätzen verzichtet, ist die Aussicht, in einer BIG-Welt zu leben, wenig erbaulich.

Bjarke Ingels überzeugt seine Kunden vor allem als Rockstar der Branche, der Architekturprojekte wie Musikvideos aus den neunziger Jahren aufbereitet und mit Pop die teilweise miserable Qualität seiner Bauten so gut überspielen kann, dass ihm auf dem ganzen Globus Aufträge gegeben werden. New Yorker, die für sein Projekt in Videos werben, werden mit animierten Sprechblasen ausgestattet und dramatisch mit blauem Filter geflutet, was die ganze Angelegenheit nicht humaner, sondern lächerlich erscheinen lässt. Auf die Bedrohung von oben, den Sturm und den Regen, geht BIG nicht ein.

Aber zu grossspurigen Werbetaktiken wie dieser gewinnt man, zurück im Schweizer Pavillon, auch die richtige Distanz: Der Versuch, die Zwerge- und Riesenwohnung, die Grössenunterschiede auf der Handykamera festzuhalten, gelingt natürlich erst dann so richtig, wenn man sie ins Verhältnis zum Menschen setzt. Auf dem Bildschirm sieht eine Minitür ohne Staffage genau gleich aus wie eine Monstertür, was dazu führt, dass man das gesamte Projekt der Repräsentation von Architektur anzweifelt – oder eben für das Instagram-Foto posiert. Man kann dies Ironie, Spiel oder Metareflexion nennen. Mit Sicherheit aber bewegt sich diese Architektur mit ihrer Durchschnittsästhetik und ihren verzerrten Standards zwischen Freiheit und Fremdbestimmung, und das ist eine Ambivalenz, die man in der Biennale-Ausstellung von Farrell und McNamara vermisst.

Die «Svizzera 240: House Tour» im Schweizer Pavillon gewann den Goldenen Löwen als bester nationaler Beitrag der diesjährigen Architekturbiennale. Der Goldene Löwe der Hauptausstellung wurde an Eduardo Souto de Moura aus Portugal vergeben, Jan de Vlyder, Inge Vinck, Jo Taillieu (Ghent, Belgien) gewannen den Silbernen Löwen. Caruso St John Architects und Marcus Taylor, die den Britischen Pavillon mit einer Dachterrasse ausstatteten, wurden von der fünfköpfigen Jury lobend hervorgehoben sowie Andra Matin aus Indonesien und Rahul Mehrotra aus Indien, die beide an der Hauptausstellung teilnahmen. Der Architekturprofessor und -theoretiker Kenneth Frampton wurde für sein Lebenswerk ausgezeichnet.